

VON SEBASTIAN FISCHER
UND THOMAS HAHN

Zehn Stockwerke über Berlin, in einem Hochhaus am Bahnhof Zoo, lebt die Vision von den Spielen, denn dort sitzt Alexander Wolf beim Cappuccino und blickt durch die Glasfassade auf die Stadt hinab. Lounge-Musik erfüllt den Raum, über der Bar liegt die sanfte Atmosphäre einer gefegigten Wohnzimmer-Gemütlichkeit, und Wolf sagt: „Der olympische Spirit, das ist Berlin!“ Wolf ist Netzwerker, ein Profi im Kontakteknüpfen und Strippenauslegen. Er kann das gut: Themen in die Köpfe kriegen. Aber dass er hier, im zehnten Stock, schon die Olympischen und Paralympischen Spiele 2024 in Berlin ausruft, ist irgendwie seltsam. Denn unten, in der Berliner Wirklichkeit, ist immer noch 2014, Dezember, Vorweihnachtszeit, und die Hauptstadt ist mit ihrer eigenen Gegenwart ganz gut beschäftigt. Neuer Bürgermeister, Flughafen-Ärger, steigende Mieten. Die nächste Party. Die Hertha. Es gibt immer was zu besprechen in Berlin. Aber 2024? Olympischer Spirit?

Im Hamburger Haus des Sports gehen die Daumen hoch. Fotoapparate klicken. Vor einer Wand mit dem wiederbelebten Bewerbungsmotto „Feuer und Flamme“ haben sich vier einflussreiche Herren aufgestellt und sind so positiv, wie sie nur sein können. Sportsenator Michael Neumann, Sportbund-Vizepräsident Klaus Widegreen, Handelskammer-Präses Fritz Horst Melsheimer und der Unternehmer Alexander Otto stehen für den pro-olympischen Dreierbund in der Hansestadt: Politik, Wirtschaft und Sport wollen Hamburg mit den Spielen eine zusätzliche Kraft für die Zukunft geben, nachdem der erste Versuch vor elf Jahren früh gescheitert war.

Die Pressekonferenz mit der prominenten Besetzung soll das Startzeichen geben zu einem Winter voller Olympia-Aktionen, und sie soll zeigen, dass man sich auf den höheren Etagen der Stadt einigt, wenn es um die Spiele geht. Sogar der HSV, Hamburgs liebster Krisenklub, beteiligt sich an der Kampagne mit einem Heimspieltag unter dem Motto Olympia am 31. Januar. Senator Neumann ruft: „Das Wichtigste ist, dass diese Stadt wieder ein Ziel hat, einen Geist, eine Haltung.“ Alle scheinen kapiert zu haben, worum es geht. Alle? Der Theater-Betreiber und frühere FC-St. Pauli-Präsident Corny Littmann sagt: „Ich kann die Begeisterung der Hamburger Medien für Olympia noch nicht spüren.“

Alfons Hörmann, der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), ein Allgäuer mit ausgeprägter r-Stärke, nennt die aktuelle Phase der nächsten deutschen Olympiabewerbung „Warrrrmlaufphase“. Bis zum 21. März haben Berlin und Hamburg Zeit, sich ein Profil als potenzielle Olympiastadt zu geben – dann wird der DOSB auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung über den Bewerber-Vorschlag eines mehr oder weniger prominent besetzten Beratungsgremiums abstimmen. Die Folge ist ein Wahlkampf, der niemandem wehtun soll und möglichst vielen Leuten eine Begeisterung für Olympia in die Seele pflanzen will. Es ist die Zeit der Netzwerker und Anschub-Ideengeber, von Leuten wie Alexander Wolf also, der sich auf seinem Platz an der Berliner Hochhaus-Bar in ein leidenschaftliches Plädoyer für Olympia in der Hauptstadt hineinsteigert. Wolf ist Chef der privaten Pro-Olympia-Kampagne „Berlympics“. Motto: „Wir wollen spielen.“ Die Bilder der Kampagne stammen vom Szene-Fotografen Oliver Rath, sie flimmerten zuletzt über eine Werbeleinwand am Ku’damm. Olympia sei ein Treffen junger Leute, ruft Wolf, ein großes Fest. „Wir müssen uns da drauf stürzen!“ Das wissen nur noch nicht sehr viele. Der Facebook-Seite von Berlympics folgen gut tausend Menschen, Tendenz: stagnierend. „Das“, sagt Wolf „ist natürlich nichts.“

Dass Corny Littmann Anfang Dezember noch keine Olympia-Begeisterung in den Hamburger Medien spürte, mag an zweierlei liegen. Erstens: Die Hamburger Medien finden Olympia-Begeisterung unjournalis-

tisch. Zweitens: Es gab noch wenig Olympia-Begeisterung, über die man hätte berichten können. Letzteres liegt in der Natur der Situation. Die ist vor der DOSB-Entscheidung nämlich nicht einfach für Hamburgs Olympia-Macher: Sie wollen in die Köpfe der Menschen, aber sie wollen sich auch nicht zu früh aufplustern. Die Bewerbung um eine Bewerbung ist eben noch keine richtige Bewerbung. Vollgas zu geben, wäre da aus hanseatischer Sicht nicht klug. „Für diese Etappe gibt niemand viel Geld aus“, sagt ein Insider der Hamburger Spiele-Lobby. „Wir sind ja noch gar nix.“

„Das Problem ist Lethargie“, sagt Klaus Böger, aber die könne man niemandem übelnehmen, denn: „Olympia ist noch wahnsinnig weit weg.“ Böger, 69, war viele Jahre lang einer der einflussreichsten Berliner Landespolitiker, von 1999 bis 2006 Senator für Bildung und Sport. Seit 2009 ist er Präsident des Landessportbundes Berlin und derzeit einer der einflussreichsten Werber für Spiele in der Hauptstadt; der LSB arbeitet eng mit dem Senat zusammen. Böger ist in diesen Tagen viel unterwegs, er wirbt für die Veranstaltung, die noch so weit weg ist. Auch jetzt ist er unterwegs; sein Anliegen erklärt er am Telefon. Mit Olympia und Paralympics verbindet er barrierefreie Einrichtungen, moderne Sportstätten, sanierte öffentliche Verkehrs-

mittel, Investitionen für die Jugend. Olympia würde die Dinge auf die politische Agenda bringen. „Das entwickelt eine Schubkraft“, sagt Böger.

Der Kleine Grasbrook sieht noch ziemlich unolympisch aus. Lagerhallen, Kräne, Kaianlagen. Hamburgs Hafen hat hier unter anderem eines der modernsten Frucht- und Kühlzentren untergebracht, hier werden etwa Bananen hinverfrachtet und dann gelagert. Trotzdem hat sich Hamburg dieses Stück Land als Standort für Olympiastadion und Olympisches Dorf

Kai-Anlagen müssten für die Spiele weichen – Hamburgs Hafen hat eine Meinung dazu

ausgesucht. Viele Flächen auf dem Kleinen Grasbrook liegen brach, sie zu beleben ist ein alter Wunsch der Stadt, der zum Konzept „Sprung über die Elbe“ gehört. Die Spiele sollen dem Gelände eine neue Bestimmung geben. Die Idee ist charmant, aber sie bedeutet auch, dass das Stück Hafen, das noch hier liegt, weichen muss. Und Hamburgs Hafenwirtschaft hat dazu eine Meinung. Karl Olaf Petters, Sprecher der Hamburger Hafen und Logistik AG, nennt Olympia „eine faszinierende Vision“, aber: „Falls auf dem Kleinen Grasbrook tatsächlich das olympische Zentrum entstehen sollte, müssen gleichwertige Ersatzflächen zur Verfügung gestellt werden. Schließlich gibt es dort mehr als 1000 Arbeitsplätze und wir müssen sicherstellen, dass wir unseren Kunden weiterhin erstklassige Leistungen anbieten können.“

„Pretty fucking creepy“ hat der US-Regisseur Stephen Hopkins das Berliner Olympiastadion neulich genannt, „ziemlich verdammt gruselig“. Das war vielleicht nicht sehr nett, aber angemessen. Hopkins hat in Berlin an seinem Film „Race“ gearbeitet, einem Porträt des afroamerikanischen Sprinters Jesse Owens, der hier 1936 bei Hitlers Propaganda-Spielen vier Mal Gold

gewann. Die böse Erinnerung kriegt man eben nicht weggewaschen von den Mauern des Olympiastadions. Die Arena ist längst in den Besitz des modernen Sportgeschäfts übergegangen, keiner stellt infrage, dass man im Olympiastadion auch die nächsten deutschen Spiele stattfinden lassen kann. Wenn es um Olympia geht, ist das Stadion sogar der Stein gewordene Standortvorteil neben den vielen anderen Sportstätten, die Berlin im Gegensatz zu Hamburg schon hat.

Aber das ändert nichts daran, dass das Olympiastadion auch die klobige Hinterlassenschaft eines anderen, eines schlechten Deutschlands ist. Dieses Bauwerk kann man nicht so einfach drauflos loben.

Ein Mittwoch, Ende November, Auftritt der Berliner Olympiabotschafter. Einer von ihnen ist Tim Raue, 40, Sterne-Koch. Warum Olympia zu Berlin passt? Sein Opa habe ihm von den tollen Spielen 1936 erzählt, sagt Raue, die wären „bahnbrechend“ gewesen. Wie bitte? Er habe damit natürlich die Läufe von Jesse Owens gemeint, erklärt Raue später.

Wolfgang Maennig sagt es mal so: „Ich glaube, dass Hamburg Olympia kann.“ Und das ist ja schon mal was, denn Maennig, 54, Olympiasieger mit dem Deutschland-Achter 1988, Wirtschaftswissenschaftler an der Universität Hamburg und Spiele-Fachmann, ist ein kritischer Geist. Maennig findet vieles gut an Hamburgs Bemühungen, er hat die Umfrage gesehen, wonach 53 Prozent der Hamburger Ja zu Olympia daheim sagen, und nur 49 Prozent der Berliner. Aber: „Zu dem jetzigen Konzept habe ich viele Fragen.“ Und dann sagt Maennig, was er nicht gut findet am Spiele-Plan mit Sprung über die Elbe am Kleinen Grasbrook: zu wenig Freiräume am Wasser, ein geteiltes Olympisches Dorf in der falschen Himmelsausrichtung, das Stadion an der falschen Stelle.

Bei allen bisherigen Olympia-Bewerbungen seit 1992 hat Maennig mitgewirkt, er hat Fehler gesehen, und er kann Lehren daraus anbieten, zum Beispiel eine zum

Personal an der Spitze des Bewerbungskomitees. „Einige Führungspersönlichkeiten waren gut, aber in der Regel fällten die Entscheidungsgremien geradezu systematisch die falschen Personalentscheidungen“, sagt er. Die Alternative? Unabhängige Manager, die ehrenamtlich ihren Unternehmergeist einbringen. Allianzen der besten deutschen Industriellen. Mehr Frauen an die Spitze. Aber ob Sport und politische Eliten sich ihren Olympia-Fahrplan gerne von selbstbewussten Machermenschen diktieren lassen wollen? Fraglich.

Im Alten Stadthaus herrscht eine Atmosphäre der Zustimmung, als Andreas Statzkowski, Staatssekretär für Inneres und Sport, bei einem Olympia-Workshop für Berliner Vereinsfunktionäre seine Spielerechnung vorstellt: Zwei Milliarden solle „die Durchführung der Spiele“ kosten, dafür gebe es einen Milliarden-Zuschuss vom IOC. Der Rest finanziere sich aus den Einnahmen. Kosten für den Steuerzahler? Null. Der Steuerzahler werde nur durch diverse Infrastrukturmaßnahmen belastet, die allerdings nicht billig werden. Ist das toll? Freundliches Nicken im Plenum.

Klaus Grewe nickt nicht. Grewe, 52, war Projektmanager der Spiele 2012 in London, sein Name steht für nachhaltige Spiele. Grewe schaffte es, in London von veranschlagten 9,1 Milliarden Pfund nur 8,1 Mil-

145

Berliner Mannschaften spielen in den verschiedenen Bundesligen. Auch sonst verfügt die Hauptstadt über viel Sporttradition, die allerdings nicht nur ungetrübt ist. 1936 fanden hier Hitlers Propaganda-Spiele statt. Eine Olympia-Bewerbung Berlins für 2000 scheiterte klanglos. Als Erfolg gilt die Leichtathletik-WM von 2009. Drei der wichtigsten Weltrekorde im olympischen Kernsport wurden in Berlin erzielt: die über 100 (9,58 Sekunden) und 200 Meter (19,19), jeweils 2009 durch Jamaikas Usain Bolt. Im September 2014 verbesserte der Kenianer Dennis Kimetto die Marathon-Bestmarke auf 2:02:57 Stunden.



„Berlin braucht das!“ Leichtathlet Robert Harting, Hauptstadt-Athlet, Olympiasieger, Spiele-Lobbyist.

FOTO: CAMERA 4/IMAGO

Spielzeug-Begeisterung

Am 21. März wird entschieden, welche deutsche Stadt sich um Olympia 2024 bewirbt. In Berlin und Hamburg hat das Strippenziehen begonnen. Beobachtungen aus einem Wahlkampf, der keiner sein soll

liarden zu verwenden. Wie so was geht, soll Grewe beim Workshop erzählen. Und Grewe erzählt, man habe in London erst sechs Jahre vor Olympia Zahlen genannt. Davor habe man ausschließlich gerechnet und alles bedacht, was Geld kosten könnte, jedes Zebrastrreifen, jede Wasserleitung. Grewe fragt: „Hat Berlin diese Rechnungen wirklich schon gemacht?“

Nun ja, erwidert Heiner Brandt, der Direktor des Landessportbundes, die Zahl sei eine Schätzung. Außerdem sei nun nicht die Zeit für Rechnungen: „Die erste Phase muss über die Emotionen gehen!“ Applaus, Jubel. Aber Grewe sagt: „Nein.“ In der ersten Phase werde kalkuliert.

Der Olympiasieger Eric Johannesen hat ausgerechnet, dass er 2024 noch mal dabei sein könnte bei Olympia. Dann wäre er 36. „36 als Ruderer geht immer noch“, findet er, und deshalb ist er jetzt natürlich auch „Feuer und Flamme“ für Hamburgs Olympia-Bewerbung, wie er mit sicherem Instinkt für Markenbotschaften „ganz klar sagen“ muss. Eric Johannesen ist in Oberhausen geboren, aber in Hamburg seit er drei Monate alt ist. Er ist stolzes Mitglied des Ruder Clubs Bergedorf und des Teams Hamburg, einer Initiative von Stadt und Landessport. Johannesen, Gold-Gewinner mit dem Deutschland-Achter 2012 in London, ist der Ziehsohn eines hanseatischen Olympiageistes, den man in Hamburg fast jeden Tag sehen kann. Rudern ist sehr präsent hier wegen der einschlägigen Vereine rund um die Alster, fast immer ist ein Boot auf dem Wasser. Der alte, zehrende Sport passt zu dieser Stadt, die viel Kraft ausstrahlt, aber auch viel Ruhe, und der freundliche Hüne Johannesen ist ein glaubwürdiger Botschafter mit seinem gewachsenen Lokalpatriotismus.

Aber ob seine Stadt wirklich Olympia 2024 möglich machen kann? Einen Erfolg im ersten Versuch gegen starke Rivalen? Wenn Deutschland vorher schon die Fußball-EM 2024 zugesprochen bekommt? 2028 erscheint wahrscheinlicher. Dann wäre Eric Johannesen 40. Geht eigentlich auch noch für einen Ruderer.

Über Olympia in Berlin hat Berlins Diskus-Olympiasieger gar nichts gesagt, als er am Abend zuvor im Kurhaus von Baden-Baden mal wieder die Ehrung zum Sportler des Jahres in Empfang nahm. Aber das ist Michael Müller, dem neuen Regierenden Bürgermeister von Berlin, egal. Müller gra-

Berlin will in dieser Phase Emotionen wecken – der Fachmann rät zum Planen

tuliert „unserem Diskus-Herkules“ und sagt: „Ich freue mich auch, dass er eine Bewerbung Berlins für Olympische und Paralympische Spiele tatkräftig unterstützt.“ Immerhin, das tut Robert Harting, Symbolfigur für hauptstädtischen Olympismus, tatsächlich. „Berlin braucht das“, sagt Harting. Warum? „Die Leute können sich überlegen: Entweder wir nehmen eine Milliarde Euro in die Hand und bauen die Stadt um und jeder ärgert sich. Oder wir nehmen eine Milliarde in die Hand, bauen die Stadt um und haben noch ein tolles Sportereignis.“ Ärger gibt es also auf jeden Fall?

Am zweiten Weihnachtsfeiertag ist nicht viel los in Hamburgs Europapassage. Man kann mit etwas Muße das Stadionmodell betrachten, welches die kreativen Unternehmer-Brüder Frederik und Gerrit Braun zur Olympia-Werbung in das Einkaufszentrum gestellt haben. In den vier Wochen zuvor konnten Passanten je ein Plastikfigürchen auf die Ränge kleben lassen, der Andrang war nicht schlecht im Vorweihnachtsrummel. Zwischendurch war der komplette Senat mit Bürgermeister Olaf Scholz da, um sich hier publikumswirksam zu verewigen. Und jetzt ist das Stadion tatsächlich voll mit 50 000 bunten Figürchen. Eine junge Frau schiebt Feiertagsdienst an der Anlage, sie sagt, das Stadion werde ausgebaut. Ab 29. Dezember wird Platz sein für 25 000 weitere Figürchen. Dann geht der Kampf weiter um eine Olympia-Begeisterung, die jetzt aus dem Spielzeugstadion herauswachsen muss.

